

**Zeitschrift:** Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

**Herausgeber:** Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

**Band:** 3 (1896)

**Heft:** 9

  

**Artikel:** Johann Heinrich Pestalozzi, sein Leben, sein Wirken und seine Bedeutung [Fortsetzung]

**Autor:** H.B.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-529612>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Johann Heinrich Pestalozzi, sein Leben, sein Wirken und seine Bedeutung.

H. B.

(Fortsetzung.)

In „*Vienhard und Gertrud*“, das ist nicht zu leugnen, liegt ein großes Stück Volks- und Schulpädagogik. Wenn die Familienmütter Erzieherinnen sind wie Gertrud; wenn die Familienväter das Wirtshaus meiden, dafür ihrem Beruf obliegen und für ihre Familie sorgen; wenn die Lehrer erzieherisch wirken und für das Wohl des Ganzen warmes Interesse haben; wenn die Seelsorger und Staatsbehörden ihre Pflichten treu erfüllen und alle sozialen Erziehungsfaktoren einträchtig zusammenwirken: Familie und Schule, Staat und Kirche; — dann muß die Volkserziehung gedeihen und das Volk glücklich werden. Aber Pestalozzi hatte damals noch keine Ahnung von dem Werte seines Buches; wenn er also in der Tat treffliche Grundsätze entwickelte, so geschah dies nicht in der speziellen Absicht, die Ideen der Elementarbildung für die Schule auseinanderzusetzen; er schrieb einfach, was er für die Hebung des Volkswohles als nützlich betrachtete. „Ich dachte nicht einmal,“ sagt er selbst im Schwanengesang, „daß es als ein wirklich geratenes Gemälde des Ideals und der Grundsätze und Gesichtspunkte des Erziehungsversuches angesehen werden könne, den ich lange, ehe ich dieses Buch geschrieben, auf meinem Gute unternommen, aber höchst unglücklich ausgeführt habe. Ich kannte damals das Wort: „Idee der Elementarbildung“ gar nicht und hatte es mit Bewußtsein nie aussprechen hören. Aber das Wesen dieser Idee, wie sie im niedern, gemeinen Volke beim fast gänzlichen Mangel aller nötigen Kunstmittel allein ausgeführt werden kann, und wie ich es schon damals, aber freilich wörtlich unbewußt, in mir trug, ist im Bilde der Gertrud in seiner Vollendung dargestellt.“

Im Jahre 1782 erschien ein zweites Volksbuch „*Christoph und Elise*“, in welchem er „den Zustand der höhern, aber auch dadurch hochbemäntelten und hochverschleierten Ursachen des Volksverderbens mit den nackten, unbemäntelten und unverschleierten Ursachen derselben, wie diese sich auf den Dörfern in den schlechten, hummelartigen Vorgesetzten aussprechen und offenbaren, dem kultivierten Publikum seines Vaterlandes und selber den gradfönnigen und in ihrer Art aufgestellten Landleuten desselben in die Augen fallen machen wollte.“ Christoph, ein wohlhabender Bauer des Dorfes, will Getruds „*Vienhard und Gertrud*“ in den langen Winterabenden mit seiner Familie lesen und eingehend besprechen. Jedes Mitglied derselben, auch der Knecht und die Mägde,

soll seine Ansicht über das Gelesene unumwunden aussprechen. Dadurch sollte Pestalozzi das Buch als ein „Versuch eines Lehrbuches zum Gebrauch der allgemeinen Realschule der Menschheit, der Wohnstube“ sein, das in jeder Strohütte gelesen werden möchte. Sein Wunsch ging jedoch nicht in Erfüllung; die langen Gespräche wirken ermüdend und die höhern Stände fühlten sich verlegt, da Pestalozzi den Grund der Unordnung in den untern Volksklassen in den Beispielen der obern Stände sucht. Aus seinem Inhalte wollen wir nur wenige Sätze herausheben, die auch für Pestalozzi's pädagogischen Bestrebungen charakteristisch sind: „Das, was Eltern die Kinder lehren können, ist und bleibt immer die Hauptsache fürs menschliche Leben.“ — „Es kommt bei einer guten Auferziehung eines Kindes immer am meisten darauf an, daß es für sein Hausrecht erzogen werde.“ — „Es fällt in die Augen, daß die Wohnstube mit dem ganzen Umfang ihrer menschlichen Mittel unendlich mehr geeignet ist als die in Rücksicht auf diese Verhältnisse leere Schulstube. Der Schulmeister sagt da in seiner Schulstube dem Kinde: sei fromm, folge dem Vater und der Mutter, denn es ist Gottes Wort; aber das Kind versteht wenig von dem, was er sagte und vergißt es gemeiniglich, ehe es nach Hause kommt. Aber wenn der Vater daheim ihm Brot und Milch gibt, und die Mutter ihren Bissen spart und ihn ihm gibt, dann merkt und fühlt und versteht das Kind, daß es Gottes Wort, daß es seinem Vater, der ihm Brot gibt, und seiner Mutter, die ihren Bissen mit ihm teilt, gehorsam sei, und es vergißt das Wort des Vaters, der es täglich auch an dieses Wort Gottes mahnt, nicht wie das leere Wort des Schulmeisters.“ — „O es ist ein heiliger Ort um die Wohnung des Menschen; da kennt, da versteht man einander, da geht einem so alles ans Herz; da soll man einander lieb haben wie man sonst nirgend in der Welt einander lieb ist. Da ist es so still, da ist nichts Fremdes und kein Schulgemühl. Da schneidet ein Sohn Rüben und rechnet mit dem Vater; da spinnt die Tochter und lernt im Spinnen die Lieder alle, die ihre Mutter neben ihr singt. Da hält man keine Hand still um des Lernens willen, und für das Landvolk ist das, keine Arbeitszeit beim Lernen verlieren und keine Hand beim Lernen stille halten, das allerwichtigste. Auch wenn ich Zeit und Geduld hätte und Schulmeister auf meinem Dorfe sein könnte, so würde ich Spinnräder und Webstühle in meine Schulstube nehmen und meine Bauernkinder müßten mir einmal reden und reiten mit einander lernen. Ich würde ihnen so laut, wie ein Lieutenant, der das erste Mal meistert, das, was sie lernen müßten, vorsprechen . . . In der Stadt möchte mir dann meinethalben diese Ordnung ganz nicht die rechte sein; denn da sucht und findet man Brot

und Zuckerbrot, vielseitig mit Sihen und Staunen und braucht dazu den schweren Karst und die schwere Schaufel gar nicht, sondern den Federkiel und viele andere Mittel, die so leicht sind als er.“ Diese Mittel muß man denn auch ganz im Ernst gebrauchen, „denn der Mensch lernt das, was einst seine Berufs- und seine Tagesarbeit sein soll, auf keine Weise im Scherz und im Spaß.“<sup>1)</sup>

Mit der Wochenschrift „Ein Schweizer Blatt“ (1782) tritt Pestalozzi mehr auf den sozial-politischen Schauplatz. Er betont darin unter anderm, daß das Glück eines Landes von der Bildung seines Volkes bedingt sei, die höhern Stände und die niedern einander bedürfen, daß man die Kinder nicht über ihren Stand erziehen dürfe und daß Tausenden das Leben armselig vorübergehe, „weil in ihren Jugendjahren ihnen genügsamer häuslicher Genuß und genügsame häusliche Bildung mangelten.“ Zitieren wir nur einige Sätze: „Der Mächtige hat die Treue des Volkes und das Volk den Schutz und die Pflege des Mächtigen nötig, und allenthalben beruht der wahrhaft gesicherte Nationalwohlstand auf der übereinstimmenden Befriedigung dieses gegenseitigen Bedürfnisses der Herrschaft und des Volkes.“ — „Am allermeisten ist der dienstbare Stand Gefahr und Elend ausgesetzt, wo Gottes- und Menschenverachtung und Unglauben gegen ein zweites Leben den herrschaftlichen Stand ansteckt. Der Fortschritt der Frömmigkeit und Erleuchtung der oberen Stände ist also das Fundament des Wohlstandes der Bauern.“ — „Man muß durchaus dem Volke nahe sein, wenn man es recht regieren will. Von oben herab alles über einen Leisten schlagen wollen, geht nicht an; solange der Mensch ungleiche Füße hat, muß er auch ungleiche Schuhe haben.“ — „Die ganze Tätigkeit einer weisen Regierung lenkt sich zur Emporhebung und Besserung der Jugend.“ — „Lehr deinen Knaben Vater und Mutter folgen, arbeiten, zu den Seinen schauen, auf Gott hoffen und in Demut einherwandeln, so hast du den Bürger gebildet, der das tut, wovon unsere Knaben jetzt sprechen, und den Weisen, der in Befolgung der wichtigsten Wahrheiten glücklich ist, und den Hausvater, der seine Kinder mit dem nährt und ruhig setzt, mit dem die Schwäger unserer Tage ihren Kindern von allen fünf Sinnen nur die Ohren befriedigen.“ — „Wer nicht in seiner Jugend in den festen Schranken eines ordentlichen Hauses gewandelt und nicht von seinen Eltern zu seinem Nahrungserwerbe sorgfältig angeführt, vorbereitet und ausgebildet worden, der wird sich mit allem Guten und allen Anlagen, die er haben mag, auf einem mißlichen Fuß in diese arme Welt hineingeworfen fühlen.“

<sup>1)</sup> Mit dieser Ansicht steht Pestalozzi mit Recht im Gegensatz zu Basedow, der den Ernst des Lernens viel zu wenig würdigte.



Wir übergeben zwar Preisarbeiten vom Jahre 1780: „Inwiefern ist es schicklich, dem Aufwande der Bürger in einem Freistaate, dessen Wohlfahrt auf die Handelschaft gegründet ist, Schranken zu setzen,“ und: „Welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kindermorde Einhalt zu thun?“ In der ersten Schrift, die mit dem ersten Preise gekrönt wurde (30 Dukaten), bestreitet er die Zulässigkeit einer gesetzlichen Beschränkung des Luxus als der persönlichen Freiheit entgegengesetzt, tritt aber warm und kräftig für Vereinfachung der Sitten ein; in der zweiten Schrift betont er als Pflicht des Staates, für die außerehelichen Kinder zu sorgen, und verlangt schonende Behandlung der Gefallenen.

In den Jahren 1780—90 schrieb Pestalozzi auch eine Anzahl von Fabeln und Parabeln, welche den Zweck hatten, die Ursachen der Unzufriedenheit des Volkes aufzudecken, und „die tierischen Ansichten und Ansprüche der Menschennatur, in welcher großen oder kleinen Tiergestalt sie zum Vorschein kommen, allgemein als dem Heile des Menschengeschlechtes und seiner hohen Bestimmung entgegenwirkend“ darzustellen. Er nannte sie in Bezug auf das A B C Buch der Realschule der Menschheit (Lienhard und Gertrud): „Figuren zu meinem A B C Buche oder zu den Anfangsgründen meines Denkens.“ Sie erschienen 1797 im Drucke. Darin stellt er sich als „Menschenmaler“ hin, wie er in der ersten Fabel ausführt: „Er stand da, — sie drängten sich um ihn her und einer sagte: Du bist also unser Maler geworden? Du hättest wahrlich besser gethan, uns unsere Schuhe zu flicken. Er antwortete: „Ich hätte sie auch geflickt, ich hätte für euch Steine getragen, ich hätte für euch Wasser geschöpft, ich wäre für euch gestorben; aber ihr wolltet meiner nicht und es blieb mir in der gezwungenen Lehrtheit meines zertretenen Daseins nichts übrig, als malen zu lernen.“ —

Manche dieser Fabel (es sind im Ganzen 237) sind nicht ohne Wert und ein treffliches Spiegelbild der Zeit. Sehen wir zwei hieher, um Pestalozzi auf nach dieser wenig gekannten Seite hin zu zeichnen.

**Das Feuer und das Eisen.** — Das Feuer sagte zum Eisen: Ich bin dein rechtmäßiger Herr. Das Eisen antwortete: Ich kenne deine Gewalt über mich; aber ich achte sie nie weniger für rechtmäßig, als wenn du mich schmelzest. Diese Antwort mißfiel der hochfahrenden Flamme; sie knisterte, rauchte und sprach: Der mich schuf, gab mir meine Gewalt über dich. Das Eisen erwiderte: Es sind indessen nur Menschenhände, die mich in die Esse und in den Zigel legen. Ein Prachtgeländer von Eisen, das dieses Gespräch hörte, erwiderte: Ich lobe mir das Feuer, das mich schmelzt; ich lobe mir die Zange, die mich in die Esse legt, und die Menschenhand, die mich schmiedet, sonst wäre ich noch elendes Erz, deren es Berge voll hat und auf das niemand achtet. — So verschieden sind die Ansichten über den nämlichen Gegenstand, wenn sie von verschiedenen Standpunkten ins Auge gefaßt werden.

**Das kranke Bäumchen.** — Sein Vater hatte es gepflanzt — es wuchs mit ihm auf; er liebte es wie eine Schwester und wehrte seiner, wie seiner Räninchen und seiner Schäfchen. Aber das Bäumchen war krank; täglich welkten seine Blüten. Das gute Kind jammerte, riß ihm täglich die welkenden Blüten von seinen Zweigen und goß dann auch täglich gutes, nährendes Wasser auf seine Wurzeln. Aber einmal neigte das Bäumchen seinen Gipfel gegen das liebende Kind und sagte zu ihm: Mein Verderben liegt in meinen Wurzeln; wenn du mir hilfst, so werden meine Blätter von selbst wieder grünen. Da guckt das Kind unter das Bäumchen und fand ein Mäusenest unter seinen Wurzeln. — Wo das Volk serbt und leidet, da sucht nur ein Thor ihm dadurch zu helfen, daß er die äußeren Zeichen seines Elendes den Augen oberflächlicher Beobachter entrückt. Wer nicht Thor ist, der gräbt in jedem Falle, wo er das Volk leiden sieht, den Mäusen nach, die ihre Nester gern ins Dunkle unter den Boden ein-graben und ungesehen an den zarten Wurzeln des Volkssegens nagen und sie verderben.

Im Jahre 1791 erhielt er Besuch von Nicolovius, dem spätern preußischen Staatsrate, der den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg auf einer Reise durch die Schweiz nach Italien begleitete; er trat mit ihm in freundschaftliche Beziehungen. Ihm gegenüber äußerte sich Pestalozzi in einem Briefe vom Jahre 1793 auch über sein Verhältniß zum Christentum; wir führen aus demselben diejenigen Stellen an, die am besten diese vielumstrittene Frage beleuchten. Er sagt darin: „Ich ging schwankend zwischen Gefühlen, die mich zur Religion hingen, und Urteilen, die mich von derselben wegleiteten, den toten Weg meines Zeitalters; ich ließ das Wesentlichste der Religion in meinem Innersten erkalten, ohne eigentlich gegen die Religion zu entscheiden. Ich verachtete die Papierwissenschaft von den Verhältnissen zwischen Gott und den Menschen, ebenso wie die Winkel-experimente, mit denen Lavater<sup>1)</sup> der arme Papierwissenschaft über diesen Gegenstand zu Hilfe kommen wollte. Aber ich verlor wahrlich die wesentliche Kraft, die die wahre Gottesverehrung dem stillen Edlen erteilt, indem ich sorglos für mich selbst die Schale dieses guten Kerns nirgends des Aufhebens würdig, und den Kern nirgends nur Labfal und Befriedigung sichernd um mich fand. In dem unsäglichen Elend, das über mich verhängt war, verschwand die Kraft der wenigen isolierten Gefühle meiner jungen Jahre. Meine Wahrheit ist an den Kot der Erde gebunden und also tief unter dem Engelgange, zu welchem Glaube und Liebe die Menschheit erheben mag. Du kennst Glühlphis Stimmung, sie ist die meinige — ich bin ungläubig, nicht weil ich den Unglauben für Wahrheit halte, sondern weil die Sonne meiner Lebens eindrücke den Segen des Glaubens vielseitig aus meiner innersten Stimmung verschoben. Von meinen Schicksalen so ge-

<sup>1)</sup> Lavater gab ein Werk über Physiognomik heraus.

führt, halte ich das Christentum für nichts anderes als für die reinste und edelste Modifikation der Lehre von der Erhebung des Geistes über das Fleisch — und diese Lehre für das große Geheimniß und das einzig mögliche Mittel, unsere Natur im Innersten ihres Wesens ihrer wahren Veredlung näher zu bringen, oder um mich deutlicher auszudrücken, durch innere Entwicklung der reinsten Gefühle der Liebe zur Herrschaft über die Sinne zu gelangen. Das glaube ich, sei das Wesen des Christentumes, aber ich glaube nicht, daß viele Menschen ihrer Natur nach fähig seien, Christen zu werden, ich glaube das Groß der Menschheit so wenig einer solchen allgemeinen innern Verwandlung fähig, als ich dasselbe im allgemeinen fähig glaube, irdische Kronen zu tragen. Ich glaube, das Christentum sei das Salz der Erde, aber so hoch ich das Salz auch schätze, so glaube ich dennoch, daß Gold und Stein und Perlen ihren Wert unabhängig von diesem Salze haben und die Nutzbarkeit aller dieser Dinge unabhängig von demselben muß ins Auge gefaßt werden.

So stehe ich ferne von der Vollendung meiner selbst und kenne die Höhen nicht, von denen mir ahndet, daß die vollendete Menschheit zu ihnen hinanzuklimmen vermag.“ — Wenn also Pestalozzi dem positiven Christentum entfremdet war, so trat er ihm doch nicht feindlich gegenüber, sondern spricht mit einer gewissen Hochachtung von ihm und unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von dem absprechenden Tone des modernen Unglaubens.

Um diese Zeit trat er auch in den von Professor Weishaupt in München gegründeten Illuminatenorden, dessen Zweck war: Die Auflösung der jetzigen Gesellschaft in ein patriarchalisches Leben, wo jeder Hausvater König und Priester sein soll, also um urz aller bestehenden Verhältnisse. Dieser Zweck wurde jedoch nur auf den höhern Stufen bekannt gegeben. 1786 wurde die Gesellschaft in Baiern verboten, wirkte aber noch lange im Geheimen fort. Pestalozzi war eine Zeitlang das Haupt derselben in der Schweiz, trat aber später wieder aus. — Eine angenehme Abwechslung brachte Pestalozzi den Sommer 1792, wo er eine Reise zu seiner Schwester in Leipzig machte, auf der er mit Göthe und anderen litterarischen Größen bekannt wurde und verschiedene deutsche Unterrichtsanstalten besuchte. 1793 trat er in nähere Verbindung mit dem ungläubigen Philosophen Fichte, dessen Einfluß sich nebst demjenigen von Rousseau in seiner Schrift: „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechtes“ deutlich herausfühlen läßt. (1797.). In ihr ist Pestalozzi am weitesten vom Christentum abgeirrt, und die darin niedergelegten Ansichten über die Religion und Sittlichkeit tönen ganz rationalistisch.

Die ganze Abhandlung bewegt sich sowohl nach dem Gange der Gedanken als nach der äußeren Form ungemein schwerfällig und mühsam und ist ein klares Zeugnis, wie wenig Pestalozzi für philosophisches Denken geschaffen war. Er bekennt übrigens selbst: „Ich schrieb drei Jahre lang mit unglaublicher Mühseligkeit an derselben wesentlich in der Absicht, über den Gang meiner Lieblingsideen mit mir selbst einig zu werden und meine Naturgefühle mit meinen Vorstellungen vom bürgerlichen Rechte und von der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen. Aber auch dieses Werk ist mir selbst wieder nur ein Zeugnis meiner innern Unbehülfslichkeit.“ Den Menschen betrachtet er als Werk der Natur, insofern er vom Instinct geleitet wird, als Werk seines Geschlechts, insofern er der Gesellschaft angehört und als Werk seiner selbst, insofern er ein Gewissen hat. „Durch das Werk seiner selbst ist der Mensch sittliche Kraft, Tugend; als reines Werk der Natur, als tierisches Geschöpf, ist er im unverdorbenen Zustande ein friedliches, gutmütiges und wohlwollendes Wesen. Seine Kraft steht in diesem Zustande mit seiner Begierde im Gleichgewicht; er lebt in völliger Harmonie mit sich selbst. Als Werk des Geschlechts, als gesellschaftlicher Mensch, als Bürger, lebt der Mensch in vollkommener Anerkennung des Mißverhältnisses seiner tierischen Kraft mit seiner tierischen Begierde, folglich ohne Harmonie seine Selbstsucht mit seiner Begierde. Nur als Werk seiner selbst vermag er diese Harmonie wieder herzustellen . . . Als Werk seiner selbst strebt er durch Belebung des Göttlichen und Ewigen, das in seiner Natur liegt, auf einem Wege nach seiner Vollendung, den die tierische Natur nicht kennt und den sein gesellschaftliches Verhältniß als solches nicht sucht und nicht bedarf. Die Natur hat ihr Werk ganz getan, also tue auch du das deinige . . . Durch Sittlichkeit erhebe ich mich zu der obersten Höhe, zu der sich meine Natur, nach ihrer Vollendung strebend, erheben kann, zur Kinderunschuld empor, zu der göttliche Kräfte und göttliche Gnaden meine Natur fähig machen. Erziehung und Unterricht müssen diesem Gange der Natur folgen. Sie müssen ihm das tierische Wohlwollen durch das häusliche Leben zu einem menschlichen Wohlwollen umwandeln . . . Sie müssen ihn endlich durch Selbstverleugnung zu der Kraft emporheben, durch die er allein imstande ist, das Wesen der Unschuld in sich selbst wieder herzustellen und sich selbst durch seine sittliche Kraft wieder zu dem friedlichen, gutmütigen und wohlwollenden Geschöpfe zu machen, das er in der Unverdorbenheit seines tierischen Zustandes auch ist.“ In Bezug auf die Religion sagt er: „Die Religion ist mir selbst ein Werk der Natur, ein Werk des Geschlechtes und ein Werk meiner selbst. Göttlich ist die Religion jedem Menschen nur inso-



weit, als sie ihm selbst ein Werk seiner selbst ist. Das Christentum ist ganz Sittlichkeit, darum auch ganz die Sache der Individualität des einzelnen Menschen. Es ist auf keine Weise das Werk meines Geschlechtes, auf keine Weise eine Staatsreligion oder ein Staatsmittel zu irgend einem Gewaltzwecke. Wenn es das wäre, so müßte es in Aberglauben ausarten und blind werden gegen alles Unrecht des Staates und gegen allen Betrug derer, die es für ihren Vorteil achten, die bürgerlichen und religiösen Irrtümer der Völker bis in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten. Darum haben wir auch als Staaten, als Nationen noch kein Christentum und werden und sollen als Nationen keines haben. Die Nationalreligionen, die den Fischerring und das Kreuz zu den Staats- und Standesinsignien erwählt haben, diese Christentümer sind nicht die Lehre Jesu. Alles Äußere des Christentumes, Hostie, Taufe, Priesterweihe, Prozessionen sind wie das Kreuz und der Fischerring Folgen der Religion, insofern sie nur ein Werk der Natur und ein Werk des Geschlechtes ist. Das wirkliche Christentum scheint immer noch durch eben das Unrecht und durch eben die Irrtümer verdrängt zu werden, die ihm bei seinem Ursprung im Wege standen.“ Solche Ansichten zeigen, welche falsche Ideen Pestalozzi vom Christentum, von seinem Wesen und seiner Bedeutung hatte und wie unchristlich und unklar sein Denken war. Das Werk ist überhaupt voll Unklarheit und Verschwommenheit, so daß er selbst gesteht: „Die Wirkung meines Buches um mich her war die Wirkung all meines Tuns; es verstund mich bald niemand, und ich fand in meiner Nähe nicht zwei Menschen, die mir nicht halb zu verstehen gaben, daß sie das ganze Buch für einen Gallimathias ansehen. Und noch neulich, noch jetzt drückte sich ein Mann von Bedeutung, der mich sonst liebt, mit schweizerischer Treulichkeit so aus: „Aber, nicht wahr, Pestalozzi, Sie fühlen doch jetzt selber, daß Sie damals, als Sie dieses Buch schrieben, nicht recht wußten, was Sie wollten.“ —

Die nun kommenden politischen Ereignisse führten Pestalozzi ganz auf die politische Schriftstellerei. Er begrüßte die über die Schweiz sich ausbreitende Revolution, indem er meinte, sie werde dem unterdrückten Volke die Freiheit bringen. Teils in Flugschriften, teils im „Helvetischen Volksblatte“ trat er für die neuern Ideen ein und redet dem Bündnisse der Schweiz mit Frankreich warm das Wort: „Bürger Helvetiens, Frankreich das ist eure einzige Rettung . . . . Ihr tretet jetzt hin, die Sache der Telle und Winkelriede gegen alle Gefler, die Sache der Völker gegen alle Unterdrückten, die Sache des alten, ewigen, göttlichen Rechtes gegen aller Anmaßung der unrechtmäßigen Gewalt und der allgemeinen Menschenverhöhnung zu verteidigen. Ihr tretet jetzt hin, den Altar der Frei-



heit gegen den Götzendienst der Sklaverei, die Sache des Lichtes gegen die Finsternis, die Sache der Kirchen und Schulen, der Vernunft und des Fleißes gegen die Barbarei, Dummheit, Bettelei und das Elend zu verteidigen.“ Er ließ sich sogar hinreißen, die unentgeltliche Aufhebung des Zehnten und die Verteilung der Gemeindsgüter zu befürworten, ja sogar den Krieg gegen die eigenen Landsleute zu predigen, als einzelne Kantone die neue Verfassung wieder aufheben wollten. Bei seiner schwärmerischen Idee, die Lage der unteren Volksschichten zu verbessern und bei seiner kurzfristigen Gutmütigkeit, es werde dies durch die französischen Waffen geschehen, „in drei Monaten,“ meinte er, „sehen wir keine französischen Soldaten mehr,“ ist diese Verirrung uns nicht auffallend. Daß er sich ihrer schämte, zeigt der Umstand, daß er in seinen „Bekanntnissen“ dieselben mit Stillschweigen übergeht.

Der Vollständigkeit wegen erwähnen wir hier noch die Abhandlung: „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk zu richten hat,“ obwohl sie erst 1802 in Burgdorf geschrieben wurde. Sie ist wieder ruhiger gehalten und zeugt von einem guten Verständnis seine Zeit. Sie ist eine Art Compendium seiner politischen Bestrebungen. Er führt darin aus, daß das Glück der Staaten 1. auf dem bestmöglichen Ertrag des Grundes und Bodens und der Industrie beruhe, 2. auf einer vernünftigen und menschenfreundlichen Benutzung dieses Ertrages, und 3. auf der innern und äußern Sicherheit des Besizes und Genusses. Daher muß jede Gesetzgebung 1. auf eine zweckmäßige Volksbildung abzielen, 2. auf eine gute Polizei- und Gerechtigkeitspflege, 3. auf gute Militäranstalten, und 4. auf ein zweckmäßiges Finanzsystem.

Mit dem Zusammensturz der alten Eidgenossenschaft war auch für den Einsiedler auf dem Neuhof eine neue Zeit angekommen, welche ihm ein neues Wirkungsfeld anwies und ihm Gelegenheit bot, seine Ideen über Erziehung und Schule in die Praxis umzusetzen. Wir begleiten nun Pestalozzi nach Stans und dann in seine Erziehungsanstalten nach Burgdorf und Yfferten.

(Fortsetzung folgt.)

---

**Katholische Poesie.** Zu kath. neuzeitlichen Poeten zählt ein Kenner: Weber mit seinen Dreizehnlinden, Brill mit dem Singhschwan, Bertram Gomez und Waldenhorst. Antonie Jüngst mit Konradin, Tod Baldurs u. die Jesuiten Kreiten Paumgartner, Spillmann, Diel, Effer, Gietmann, Jungmann, Schupp und Dreoes, die Weltpriester Vießen mit der „Romfahrt“ und „St. Helenas Heiligtum“, Laven mit dem abenteuerreichen „Jörg v. Falkenstein“, Weeningh mit „Wittelind“, „Bonfajius“ u. Heitemeyer, Muth, Seeber Ludwigs, Verlichingen, Weidum, Hüttinger und Hees; ferner Anton Müller mit „Kiesel und Kristall“, Belke mit „Finsterblumen“, P. Leo Fischer und P. Norbert. Unter den kath. Dichterinnen nennt er: Emilie Ringseis, F. Hegasser (Fanny Währ), Anna Effer, Margaretha Wirbach, Thella Schneider, Clara Commer, Felizitas v. Berge, Margaretha Schlichter, Alinda Jakoby, Cordula Peregrina Minna Freerids und Th. Singolt.